

## Literatur

## Die Handys sind Museen des Schreckens geworden

Was kann die Literatur leisten, um Krieg verständlich zu machen? Einiges, wie Jonathan Littells „Notizen aus Homs“ beweisen.

Anders als in Tunesien, Ägypten, ja selbst in Libyen findet die Arabellion in Syrien seit ihrem Ausbruch im März 2011 fast unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt. Daran hat auch die Beobachtermission der Vereinten Nationen nur wenig geändert, denn diese Beobachter waren von Beginn an in ihrem Aktionsradius eingeschränkt. Der französische Schriftsteller Jonathan Littell – mit seinem umstrittenen Monumentalroman „Die Wohlgesinnten“ zu einigem Ruhm gekommen – war einer der wenigen, die sich ein knappes Jahr nach Ausbruch des Aufstandes in die Hölle Baschar al Assads gewagt haben.

Im Auftrag der Tageszeitung „Le Monde“ ließ sich der Autor über den Libanon nach Homs einschleusen, zusammen mit einem Fotografen, der schon zuvor in Assads Reich gewesen war und in Littells Tagebuch unter dem Namen „Raed“ erscheint. Einem zweiten Gewährsmann gibt der Autor den Tarnnamen „Der Zorn“ (arabisch *al Ghadab*). Littell bewegte sich meistens im Schutz und Schatten der Freien Syrischen Armee (FSA); an Ort und Stelle teilte er Leben, Alltag und Entbehrungen der bewaffneten oppositionellen Aufständischen, aber auch der Zivilisten, die schon in jenen Tagen oft am meisten zu leiden hatten.

Sein Aufenthalt war relativ kurz: vom 16. Januar bis zum 2. Februar 2012. Mehr als eine historische Momentaufnahme in diesem nun schon fast anderthalb Jahre währenden Drama können deshalb Littells „Notizen aus Homs“ nicht sein. Am Ende seiner Aufzeichnungen ist dem Autor bewusst, dass alles, was er in den zwei Wochen erlebt hatte – und dies war schlimm genug –, noch harmlos gewesen war im Vergleich zu dem, was dann folgte: Am 3. Februar, einen Tag nachdem er Homs in Richtung Libanon wieder verlassen hatte, begann die syrische Armee mit systematischen Bombardierungen insbesondere des Viertels Baba Amr; dort blieb kein Haus heil, von den Toten und Verwundeten gar nicht zu reden. Im Nachwort gedenkt Littell jener Begleiter, die bei der Reinschrift und Drucklegung seiner beiden „carnets“ schon nicht mehr am Leben waren.

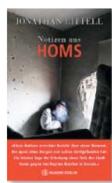
Doch warum gerade Homs? Zusammen mit der ebenfalls am Nahr al Asi, dem antiken Fluss Orontes, gelegenen Schwesterstadt Hama ist Homs seit langem ein traditionelles Zentrum des Widerstandes gegen das Assad-Regime. Schon vor dreißig Jahren hatten in jener mittelsyrischen Region, die ziemlich genau zwischen der Hauptstadt Damaskus und dem heute heftig umkämpften Aleppo liegt, die Muslimbrüder einen Aufstand gegen Baschars Vater Hafiz al Assad angezettelt, den dieser brutal niederschlagen ließ. Doch dieses Mal gerät der Chronist in einen wirklichen Volksaufstand: „Das Volk will den Sturz Assads“, zitiert er einen der Protagonisten. Vom Armenviertel Baba Amr aus wird Littell zum Zeugen der verstörenden Ereignisse. Seine Begegnung mit den zivilen Kämpfern („Aktivisten“), mit Ärzten, welche die Verwundeten und vom Regime Gefolterten und Verstümmelten in improvisierten Krankenstationen, Hospitälern und Unterständen versorgen, mit ehemaligen



Dichtung oder Wahrheit: Dieses Foto, das die syrische Opposition verbreiten ließ, soll einen Rebellen neben einem zerstörten Panzer der syrischen Armee in Homs zeigen. Foto AFP

Armeeangehörigen, die nicht länger auf das Volk schießen wollen und zur FSA desertierten, zeichnet das Bild einer Schreckenskammer, zu der ganz Syrien geworden ist und in diesen Tagen noch viel mehr wird.

Man fühlt sich bei der Lektüre an das geteilte Beirut der siebziger und achtziger Jahre erinnert: Nur unter Lebensgefahr konnten Littell, der schon aus Kongo, aus Afghanistan, Tschetschenien und Bosnien berichtet hatte, und sein Gefährte Raed andere umkämpfte Stadtviertel wie Khaldije, Bajada oder die Altstadt („Hier leben viele Christen“) aufsuchen: Die direkt auf die alte Zitadelle führende Straße wurde von der Bevölkerung in Scharia al mauf (Straße des Todes) umbenannt. Littell notiert die Verbrechen der Armee und der *schabbiha*, jener alawitischen ursprünglichen Gangster-Miliz, die für zahlreiche Massaker an Zivilisten verantwortlich gemacht wird, detailliert und anhand einzelner, durch ihn nun exakt dokumentierter Fälle. Vor allem die Scharfschützen des Regimes, die nicht davor zurückschrecken, selbst Kinder und Behinderte zu töten, sorgten dafür, dass die Bewohner „seines“ Viertels bald zu den Eingeschlossenen von Baba Amr wurden. Auch dies erinnert an das Beirut des Bürgerkrieges; gelegentliche Ausbrüche der Oppositionellen forderten blutigen Tribut.



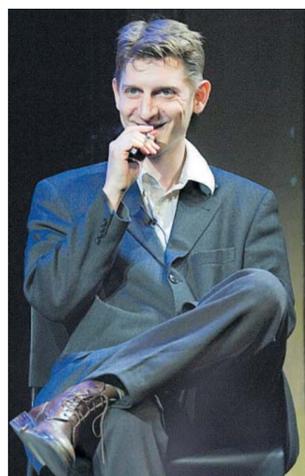
Jonathan Littell: „Notizen aus Homs“.

Aus dem Französischen von Dorit Gesa Engelhardt. Hanser Berlin Verlag, Berlin 2012. 240 S., geb., 18,90 €.

Die Aufständischen, mit denen der Autor sympathisiert, kommen besser weg, obwohl er auch deren Schattenseiten und gelegentliche Verbrechen nicht verschweigt. Außerhalb von Homs rächen sich etwa die Beduinen an den Alawiten – ihren noch immer virulenten Regeln der Blutrache folgend. „Die Handys sind Museen des Schreckens“, schreibt Littell, doch er zitiert auch einen Satz von Raed: „Ihr bekämpft Baschar, nur um ihn durch denselben Autoritarismus zu ersetzen...“ Da diskutiert sein Freund und Begleiter mit einem der militärisch Verantwortlichen unter den Rebellen.

Der islamischen Religion kommt eine disziplinierende Kraft zu („Hier wird der kollektive Wille gefestigt“), so dass Beten und Kämpfen den Rhythmus des Alltags bestimmen. Dies hat eine lange Geschichte im Islam. Gerade während der Begräbnisse der von Snipern Getöteten oder der Folteropfer der Geheimdienste (*mukhabarat*) eskaliert der Ingrimm gegen das Regime in besonderer Weise, schrecken Assads Schergen doch nicht davor zurück, in die Gemeinden der Trauernden zu feuern.

Littell und sein Begleiter nehmen teil an den Diskussionen über den Fortgang und die Ziele des Aufstands. Soll der Dschihad gegen den „ungläubigen“ Alawiten Assad ausgerufen werden? „Sie wollen keinen Aufruf zum Dschihad. Das würde die Krise nur vergrößern. Es würde sie internationalisieren, Saudi-Arabien, Iran etc. mit reinziehen. Lauter ausländische Gruppen würden herkommen und sich bekämpfen“, schreibt Littell. Dies ist jedoch inzwischen eingetreten: Saudi-Arabien und andere Länder mischen massiv in Syrien, längst ist der Aufstand auch ein Stellvertreterkrieg zwischen Sunniten und Schiiten geworden. Selbst die dschihadistische, terroristische Al Qaida versucht, durch ihr Engage-



Jonathan Littell

Foto Matthias Lüdecke

ment auf Seiten der Aufständischen wieder Fuß zu fassen innerhalb der Arabellion, bei deren Ausbruch sie zunächst ins Abseits geraten war. „Sie wollen eine Intervention der Nato“, fasst der Autor das Nahziel der Rebellen zusammen; doch die wird wohl nicht kommen.

Viele Bemerkungen, die Littell zitiert, machen deutlich, auf welch schwachen Füßen alle Anstrengungen der Vereinten Nationen, den Konflikt zu befrieden, das heißt, den Präsidenten Baschar al Assad irgendwie in eine „politische Lösung“ der politischen Reform und des gesellschaftlichen Ausgleichs einzuspinnen, zu diesem Zeitpunkt schon standen. So resümierte Abu Omar, einer der Aktivisten

aus dem geschundenen Baba Amr, die Meinung der Rebellen, als er Littell gewissermaßen in den Block diktierte: „Baschar al Assad hat uns keine andere Option als den bewaffneten Konflikt gelassen. Die Demonstrationen, der Dialog, die Kongresse, nichts hat funktioniert. Sie haben immer nur mit Kugeln geantwortet. Sie lassen uns keine Wahl.“

Wie weit Littell seine beiden Tagebücher im Nachhinein doch literarisch „bearbeitet“ hat, ist schwer zu sagen. Das meiste wirkt in seiner Nüchternheit und seinem oft schwer erträglichen Realismus völlig authentisch. Von einer „Heroisierung“ der Aufständischen, die manche dem Autor vorhalten, konnte der Rezensent nichts entdecken. Nur die Notizen über seine – gelegentlich bizarren – Träume wirken ein wenig wie Fremdkörper.

Manchmal kann er der Versuchung des Schriftstellers, die Ereignisse poetisch zu überhöhen, nicht ganz widerstehen: „Die Sonne geht hinter dem Dschebel unter, die Pfützen im Schlamm glitzern wie blassgelbe Spiegel, der Himmel wird fahler, alles ist blau, braun und grün.“ Und am Abendhimmel funkeln „der Orion und die Plejaden“. Doch eine solche Poetisierung mag als seelisches Antidot zu dem erlebten Grauen menschlich nur allzu verständlich sein.

Als Jonathan Littell mit Hilfe des „Zorns“ (Raed blieb noch eine Weile) in die Sicherheit des Libanons zurückkehrte, waren die blutigen Ereignisse der vergangenen zwei Wochen schon Geschichte. Die Armee griff an und legte bis zum März dieses Jahres Baba Amr in Schutt und Asche. Doch die Eskalation des Aufstandes gegen Assads „verdorbene, sklerotische und letztendlich zum Sturz verurteilte Regime“, so lautet Littells Fazit, hat dies nicht verhindern können. WOLFGANG GÜNTHER LERCH

## Im Nachtzoo

Zsófia Bán feiert die Wiederkehr des Lachens

Eine „Fibel für Erwachsene“ nennt Zsófia Bán ihr überraschend reifes und atmosphärisch dichtes Debüt, das von Terezia Mora in funkelndes Deutsch übertragen wurde. Der Stoff dieser listigen, tief sinnigen und kapriolenreichen „Abendschule“ reicht von Chemie bis Leibesübungen, von Französisch bis zur Pause – eine Philosophie der Gefühle und Berührungen, des Begehrens und der Hoffnung. Sie führt uns in „tiefe Vergnügungswälder“, aus denen wir nicht mehr herausfinden, wie Péter Nádas in seinem liebevollen Nachwort schreibt.

Die Geschichten gleichen Expeditionsberichten, erzählen von Zwischenreihen und Grenzregionen und erkunden deren melancholischen Eigensinn. Sie spielen in New York und Borneo, auf dem Land und in einem Nachtzoo, im Urwald, im Schwimmbad und in einem Straflager (aus dem ein moderner „Fidelio“ Spitzelberichte schickt). In der fulminanten Einstiegsgeschichte sucht ein verstörtes Dorf nach seiner Urmutter („Wo ist Mama“), dann folgen wir dem liebeskranken Insektenforscher Henri Mouhot in den Urwald und beobachten eine sehr schräge, lesbishe Liebeszene („Nachtzoo“). Wie um ihren eigenen Bauchnabel kreisen die Kapitel um jene vor Spannung vibrierende Sekunde, in der Anziehungs- und Abstoßungskräfte zwischen den Körpern ausgeglichen scheinen und das Leben sich nackt zeigt, wie die Erzählerin zufrieden feststellt, die nur in solchen Moment „ich“ sagt. Sie gesteht noch, dass sie eine Schwäche für aggressive Sujets hat, die sie immer wieder an der Kehle packen. Dann taucht sie unter und überlässt uns den skurril-bösen Lektionen von Frau Tenkes, die uns im Fach „Werken“ immun machen will gegen Tsunami, unausstehliche Ehemänner und die „Eisenkugel der Verzweiflung“.

Mit Schweigen in Wittgensteinscher Manier, so das Credo der Autorin, kommen wir da nicht weiter, außerdem entginge uns das Vergnügen der spielerischen Mimesis. Also erfindet Zsófia Bán, die 1957 in Brasilien geboren, heute in Budapest als Kunstkritikerin und Literaturwissenschaftlerin lebt, nicht nur eine „aleatorische Geographie“, sondern erklärt uns auch das Aufwühlende an den nicht stattgefundenen Begegnungen mit Attila József (mit dessen Preis ihr Buch in Ungarn ausgezeichnet wurde), Geza Otlík und Péter Nádas, taucht in deren Bücher und Leben ein (wie zuvor in die Liebes-Leidensgeschichte von Matisse und der schönen Olympia) und endet mit einer Aufgabe, die von Péter Esterházy gestellt sein könnte: Welchen deiner Lieblingsautoren würdest du gern nicht treffen? Schreibe darüber einen Aufsatz!

Mit der „wunderbaren Wiederkehr des Lachens“ entlässt sie uns aus ihrer märchenhaften und radikalen Abendschule, wir sind jetzt gegen alle Widrigkeiten des Lebens gefeit und haben sogar in die „streng geheime Inmentasche der Wüstenspringmaus“ schauen dürfen. NICOLE HENNEBERG



Zsófia Bán: „Abendschule“. Fibel für Erwachsene.

Aus dem Ungarischen von Terezia Mora. Suhrkamp Verlag, Berlin 2012. 240 S., geb., 22,95 €.

## Neue Sachbücher

## Gute Ärzte kann man nicht einfach herstellen

Medizin und Ethik sind praktische Wissenschaften: Giovanni Maio führt exemplarisch vor, wie beide zum Wohl des Patienten eingesetzt werden können

Ein treffender Titel, keine sedierende Rhetorik, kein falsches Pathos: Der Freiburger Medizinethiker Giovanni Maio stellt seine umfassende Darstellung unter den Blickwinkel des gelingenden Lebens. Längst überfällig, füllt sie eine Leerstelle auf dem Markt medizinethischer Kompendien, deren Mehrzahl sich in der Erörterung erschöpft, wie die Selbstbestimmung der Patienten im Alltag der Medizin sichergestellt werden kann. Auch Maio will niemandem das Selbstbestimmungsrecht streitig machen. Doch weiß er, dass autonome Wünsche von Patienten den Zielen der Medizin widersprechen können. Und er ist sich der Asymmetrie der Beziehung zwischen dem Leidenden und seinen Helfern bewusst. Auch das ausgeklügelte Patientengesetz wird nicht die Tatsache aus der Welt schaffen, die den amerikanischen Bioethiker Eric Cassell zu der Bemerkung veranlasste, der schlimmste Feind der Selbstbestimmung sei die Krankheit.

Die Autonomie des Individuums ist eine wohlüberlegte Fiktion. Unter den Bedingungen endlichen Lebens, im Geflecht der Beziehungen, in besonderer Weise jedoch im Angesicht bedrohlicher Krankheit, muss sie im Dialog mit dem Kranken oder seinen Vertretern an das Licht gebracht

werden. Hier ist sokratische Hebammenkunst gefragt. Unter solchem Blickwinkel kann das Arzt-Patient-Verhältnis nicht auf ein reines Vertragsverhältnis reduziert werden. Das Angewiesensein des Kranken auf Hilfe droht im blinden Fleck einer bloß formalen Achtung des Selbstbestimmungsrechts zu verschwinden. Wie man es auch dreht und wendet, auch der kranke Mensch ist, mit David Brooks zu sprechen, ein soziales Tier, und Selbstbestimmung ist eben auch heteronom. „Daher kann das Verhältnis zwischen Arzt und Patient auch nicht ausschließlich in der Sprache der Patientenrechte erfasst werden.“

Die Problematik begegnet nicht zuletzt im Blick auf die Prüfung der Authentizität eines Patientenwunsches, die Maio für unerlässlich erachtet. In Krisen erweisen sich die Willensäußerungen von Personen als



Giovanni Maio: „Mittelpunkt Mensch: Ethik in der Medizin“. Ein Lehrbuch.

Schattauer Verlag, Stuttgart 2011. 444 S., Abb., geb., 24,95 €.

höchst ambivalent, wie jeder im Medizinbetrieb Tätige täglich erlebt, der etwa Patienten am Lebensende betreut. Autonomie sei, so Maio, „oft ein Prozess des Sich-ins-Verhältnis-Bringens“. Dabei übersieht er nicht die Gefahr, mit seiner Forderung, die Wohlüberlegenheit der Patientenwünsche zu hinterfragen, einen längst überholten Ärztepateralismus hoffähig zu machen. Doch wenn auch die Abgrenzung zur Bevormundung im Einzelfall schwierig sein mag, die Betrachtung der Bedingungen der Möglichkeit, eine autonome Entscheidung zu treffen, ist im klinischen Alltag unumgänglich. Mit den philosophischen Debatten bis in jüngste Zeit ist Maio vertraut und kann sich daher nicht zuletzt auf die Rechtfertigung eines legitimen Paternalismus eines Gerald Dworkin berufen.

Die Lösung medizinethischer Konflikte verlangt die Abwägung nicht selten gegenläufiger Anforderungen ethischer Prinzipien wie etwa der Fürsorgepflicht, der Gerechtigkeit und der Achtung der Selbstbestimmung. Die Beachtung von Pflichten und die Befolgung utilitaristischer Kalküle mögen hilfreich sein, genügen aber nicht. Das Wägen braucht eine Verankerung in einer Perspektive, die das Gelingen des Lebens (und Sterbens) in den Blick nimmt. Und für die motivationale



Nur ein Vertragsverhältnis? Foto AKG

Seite des Handelns bedarf es der Tugend des Wohlwollens. Ohne die sind gute Ärzte nicht zu haben.

Mit großer Sachkenntnis und erfreulicher Klarheit unter Vermeidung eines

verbreiteten Ethikjargons führt der Autor in die philosophischen und historischen Grundlagen einer Medizinethik ein. Die alltäglichen medizinethischen Konflikte werden an einer Fülle von Beispielen aus Klinik und Forschung illustriert. Die Kasuistik erdet die Ausführungen und belegt den besonderen Status der Medizin, die eben nicht nur eine Anwendungswissenschaft ist. Was immer in der Medizin geschieht, es wird gehandelt, und sei es durch Unterlassen einer der stets noch technisch effektiven, aber nicht mehr sinnvollen Behandlungen.

Medizin und Ethik sind praktische Wissenschaften. Giovanni Maio führt vor, wie Letztere der Ersten segensreich zur Hand gehen zu vermag. Dabei umreißt er das Spektrum medizinethischer Konfliktfelder nahezu vollständig, von der Sterbehilfe bis zu den Problemen der Forschung am Menschen, vom Streit um die Präimplantations- und Gendiagnostik bis hin zu den ethischen Herausforderungen in der Psychiatrie, die unsere Anschauung von der Freiheit der Person – sofern sie denn nicht von Hirnphysiologen überhaupt bestritten wird – berühren. Ein Zukunftsthema der Medizinethik ist das Verhältnis zur Ökonomie. Dies wirft unmittelbar Fragen nach den Zielen der Medi-

zin auf. Es kann nicht angehen, Medizin und Ökonomie in einer falschen Polarisierung gegenüberzustellen. Ökonomisches Denken ist ein konstitutiver Bestandteil der Ethik, betont Maio. Der sorgsame Gebrauch der Mittel ist ein Gebot der Gerechtigkeit. Doch beklagt Maio, wie der Markt sukzessive die Medizin zu unterwandern scheint. Ein Diktat der Gewinnmaximierung dürfe nicht zum „identitätsstiftenden Moment“ medizinischer Einrichtungen erhoben werden.

Bei einem Werk, das ein so weites Spektrum medizinethischer Felder umreißt, können Desiderate nicht ausbleiben. So hätte man sich im Blick auf aktuelle Entwicklungen eine eingehendere Diskussion des Hirntods und der Transplantationsmedizin gewünscht – das Kapitel ist knapp geraten im Vergleich zu der ausgewogenen Darstellung anderer Themen. Solche Unzulänglichkeiten sind aber zu vernachlässigen angesichts des großen, gut lesbaren Werts, der Maio gelungen ist. Gute Ärzte kann man nicht einfach herstellen. Aber man wünscht sich, dass Maios Buch den Absolventen der Medizin mit der Approbation überreicht werde. Und auf den Bücherregalen erfahrener Ärzte und Hochschullehrer sollte es nicht fehlen. STEPHAN SAHM